

ihnen fürchten noch sie uns untertan machen. Wir könnten dann lediglich versuchen, ihnen ähnlicher zu werden, denn sie wären das Optimum dessen, was die Menschheit zu bieten hätte.

Nach dem Uniabschluss ging es für mich sofort an die Graduiertenschule. Ich wurde Mitarbeiterin im Forschungsbereich von Dr. Melanie Stein. Dr. Stein war Pionierin im Reverse Engineering des Gehirns. Sie gehörte zu jener Sorte respekteinflößender Frauen, die in akademischen Instituten aufblühen und deren Unbeholfenheit dort zu einer Art opaken, furchterregenden Brillanz aushärtet. Böartig war sie nicht, sie war nur einfach nicht nett. Nie sagte sie etwas, was ein peinliches Schweigen überbrückt hätte, immer gab sie mir das Gefühl, gerade das dümmste Zeug aller Zeiten von mir gegeben zu haben. Bevor ich Cyrus wiedertraf, wünschte ich mir nichts sehnlicher, als erwachsen und wie sie zu sein.



Meine erste Begegnung mit Dr. Stein war eigentlich nicht so schrecklich. Es war zu Beginn des Semesters, und ich war gerade nach Cambridge gezogen, in eine winzige Wohnung in einem Studentenwohnheim des MIT. Sie wollte sich in einer Bar auf der Massachusetts Avenue mit mir treffen. Als ich eintraf – ich konnte kaum fassen, wie kalt es draußen war, und steckte längst in meinem Michelin-Männchen-Mantel –, trug Dr. Stein einen sexy Poncho und sagte: »Sie müssen mir hier und jetzt versprechen, dass Sie nicht vorhaben, in absehbarer Zeit alles hinzuschmeißen oder ihr Tempo zu drosseln, denn wenn das der Fall sein sollte, sollten Sie besser in die Arbeitsgruppe von Dr. Li gehen. Die ist voll von Leuten, die es gut meinen, aber nur bedingt ehrgeizig sind.«

»Ich bin unbedingt ehrgeizig«, sagte ich.

Sie bestellte einen Wodka Martini, *extra dirty*, und ich aus lauter Nervosität eine Cola light, obwohl ich Cola light überhaupt nicht mag.

»Also, dann erzählen Sie mal von diesem Empathie-Modul.«

Ich schälte mich aus meinem riesigen Mantel. »Sie wissen natürlich sehr viel besser als ich, dass die letzten noch unkartierten Hirnareale diejenigen sind, in denen unsere Emotionen gesteuert werden.«

»Das weiß ich tatsächlich besser als Sie«, sagte sie. Das Blau in ihren Augen war so hell, dass ich meinte, in ein Kirchenfenster zu blicken. Ich konnte nur hineinstarren.

»Ich bin ein Cyborg«, sagte sie, nahm die Brille ab und ließ mich noch tiefer blicken.

»Was meinen Sie damit?«

»Meine Augen. Sie sind transplantiert. Ohne sie wäre ich blind.«

»Wow.«

»Er hieß Hans Eikelheimer. Seine Frau schickt mir hin und wieder eine E-Mail.«

Wir stießen auf Hans an, und ich dachte in diesem Augenblick, sie hätte beschlossen, mich zu ihrer Freundin zu machen.

»Ich glaube nicht, dass wir über Kartierung bis in die letzten Winkel des Gehirns vordringen können«, sagte ich. »Zumindest ist das, glaube ich, nicht der einzige Weg. Zusätzlich zur Hirnkartierung müssen wir noch andere Modellierungstypen hinzuziehen, vor allem, wenn es in Richtung emotionale Intelligenz geht.«

»Das ist bereits bekannt.«

»Wie aber kriegen wir die Empathie zu fassen? Wenn wir wollen, dass unsere Roboter so ähnlich sind wie wir, dann sollten wir über die algorithmischen Ebenen von Intelligenz hinausdenken. Die KI der Zukunft muss in der Lage sein, sich vorzustellen, wie es ist, jemand anderes zu sein. Es geht dabei nicht nur darum, künstliche Intelligenz menschlicher zu machen. KI muss gar nicht exakt so sein wie wir. Sie sollte besser sein als wir, darauf sollten wir uns konzentrieren.«

»Okay, das ist neu. Glauben Sie, so werden wir die technologische Singularität überleben?«

»Ja. Wir müssen sie besser machen – nicht klüger, sondern netter, sympathischer. Künstliche Intelligenz muss stärker betroffen sein vom Leid anderer.«

»Sie wollen also die Welt retten.«

»Warum wäre ich sonst hier?«, sagte ich und strahlte.

Selbstgefällig überzeugt davon, dass sie meine Schwärmerei schon irgendwie erwidern würde, stolzierte ich in meinem übergroßen Mantel nach Hause.



Aber tatsächlich wurden Dr. Stein und ich nach diesem Abend keine Freundinnen. Wenn wir uns zufällig begegneten, vermied sie jeden Blickkontakt, und bei unseren Beratungsgesprächen krittelte sie selbst an kleinsten Aspekten meines Moduls herum, sagte, die Kartierung der neuronalen Bahnen würde so, wie ich es plante, niemals funktionieren, schließlich wüssten wir nicht, welche Wege emotionale Informationen de facto nähmen, und beharrte darauf, dass wir keine Aussage über die Funktionsweise des limbischen Systems treffen könnten, bis wir nicht via Reverse Engineering das

gesamte Gehirn exakt rekonstruiert hätten. Hinterher ließ ich unsere kurzen Unterhaltungen immer noch stundenlang Revue passieren, meist fielen mir dann auch bessere Argumente ein, die ich mir zurechtlegte und die ich einübte, obwohl es längst zu spät war.

In meinem vierten Jahr als Doktorandin, zu Beginn eines weiteren Forschungssommers in dem eiskalten, klimatisierten Lab, erreichte mich die Mitteilung, dass Mrs. Butterfield, die an der Highschool meine Englischlehrerin gewesen war, verstorben sei. Als die Nachricht eintraf – als SMS, versandt von einer mir unbekanntes Nummer –, fiel mir ein, wie oft ich ihr hatte schreiben wollen, ohne das je getan zu haben. In der Nachricht stand: **Bitte bring zur Trauerfeier für Mrs. Butterfield einen Satz aus einem Lieblingsroman mit.** Danach kam der Einladungstext.

Ich war noch nie bei der Beerdigung einer weißen Person gewesen, wusste aber, dass ich wohl Schwarz tragen sollte. Also zog ich einen Rollkragenpulli an und ließ mir auf der Fahrt von Boston nach Süden den von mir ausgesuchten Satz immer wieder durch den Kopf gehen. Mrs. Butterfield hatte stets gewusst, dass ich mehr für die Naturwissenschaften übrig hatte als für die Literatur, hatte mir das aber nie übelgenommen. Sie glaubte daran, dass ich Romane genauso verdient hatte wie die Schülerinnen und Schüler, die durch die Gegend liefen und dabei David Foster Wallace zitierten. Ich hätte den Kontakt zu ihr halten sollen.

Als ich die Aula betrat, entdeckte ich einige bekannte Gesichter: Lehrerinnen und Lehrer, Mr. Gatney, der Schuldirektor, Iris und Ruby, die Zwillinge, die immer nur im Doppelpack auftraten und die wir im letzten Schuljahr »One Placenta« getauft hatten, und sogar manche der Jungs, die nie ohne ihre glänzenden Schulmannschaftsjacken anzutreffen gewesen waren. Ich sagte ein paar Mal unbeholfen Hallo, fällte stillschweigend über jeden und jede ein Urteil und war gleichzeitig beleidigt, wenn sich jemand nicht an mich erinnerte. Alle setzten sich auf ihre Plätze. Das Licht ging aus und wieder an, und in der Mitte der Bühne stand Cyrus Jones, den Kopf über ein Mikrofon gebeugt.

»Mrs. Butterfields Familie – ihre Nichte Elizabeth und ihr Neffe Constantine – konnten leider nicht aus Kalifornien anreisen und haben mich gebeten, die heutige Feier an ihrer statt zu leiten.« Er sprach langsam. Ich meinte, einen leichten britischen Akzent herauszuhören und stand kurz vor einem Schlaganfall.

»Sicher erinnern Sie sich an Mrs. Butterfield als die Lehrerin, die Ihnen Shakespeare und Hemingway aufgedrückt hat. Sie erinnern sich, wie sie jeden Morgen in ihrem blitzblanken VW Käfer zur Schule gefahren kam. Sie erinnern sich an ihre

Freundlichkeit und ihre Einsamkeit. Das alles wollen wir feiern, jetzt, da sie von uns gegangen ist. Gleichzeitig aber schenkt uns ihr Tod auch einen Anlass, das zu feiern, was wir nicht wussten. Manche Menschen sind uns nur in einem bestimmten Kontext vertraut – Pfarrer zum Beispiel, Therapeutinnen oder Ärzte. In einer gewissen Phase unseres Lebens sind Lehrer für uns engste Vertraute, aber diese Beziehung ist einseitig, und nur auf uns Schüler ausgerichtet. Um zu Stützen unseres Wachstums zu werden, nehmen Lehrer sich selbst zurück. Diese Rolle hat niemand mit größerer Ernsthaftigkeit ausgefüllt als Mrs. Butterfield. Einiges wissen wir aus ihrem Leben – sicher erinnern Sie sich, mit welcher Zärtlichkeit sie über ihren Hund Harold sprach. Aber der Rest von ihr ist für uns ein Rätsel geblieben. Der Tod ist eine Gelegenheit, dieses Bild vielleicht nicht unbedingt zu vervollständigen, aber doch nachzudenken über die Unfassbarkeit und Fremdheit anderer Menschen, sogar unserer engsten Freundinnen und Freunde. Und wie könnte man das besser tun als mit der Literatur, jenem menschlichen Unterfangen, das sich am engsten an die Geheimnisse unserer Existenz klammert?«

Mit einer einladenden Armbewegung bat Cyrus uns alle auf die Bühne. Das Licht veränderte sich. Nacheinander sah er jedem von uns ins Gesicht und stellte uns zu einem Kreis auf. Als er zu mir kam, mir in die Augen blickte und »Asha Ray« flüsterte, sackte mir das Blut in die Beine.

»Hallo«, hauchte ich.

Schließlich waren alle versammelt. Cyrus bat den Mann zu seiner Linken, doch anzufangen.

»Geh nicht gelassen in die gute Nacht«, sagte er. Cyrus nickte der nächsten Person im Kreisrund zu.

»Nun gute Nacht! So süß ist die Trennungswehe!«

Dann kam: »Ich lernte lieber von einem Vogel das Singen, als dass ich zehntausend Sternen beibrächte, nicht zu tanzen.«

Schließlich: »Wo die Leute dann kommen und einem am Sonntag einen Blumenstrauß auf den Bauch legen, und lauter solchen Mist. Wer will denn noch Blumen, wenn er tot ist? Niemand.«

Leise wurde gelacht. Cyrus ließ einen Moment Raum dafür. Dann las die Nächste: »Als jüngst der Flieder blühte vor der Tür, und der große Stern am westlichen Himmel früh in die Nacht sank, trauerte ich, und werde trauern mit jedem Frühling neu.«

»Und dann schaue ich nach unten und sehe meine murmelnden Knochen und das tiefe Wasser, wie Wind, wie ein Dach aus Wind, und viel später werden sie nicht einmal mehr Knochen in dem einsamen, unversehrten Sand erkennen können.«

Ich war als Letzte dran: »Hoffnung ist das gefiedert Ding, das in der Seel' sich regt, und Lieder ohne Worte singt aufs Neue unentwegt.«

Das Licht ging aus, und in der Dunkelheit flüsterte Cyrus: »Jana – für die meisten hier war sie wohl Mrs. Butterfield – und ich haben sehr viel über den Tod gesprochen. Ihre letzten Worte an mich waren: ›Der Prinz der Finsternis ist ein Edelmann!‹ Als sie das so sagte, wusste ich, dass sie nicht mehr lange würde leiden müssen.«

Ich konnte nicht fassen, dass er hier war, direkt vor mir, ein echter Mensch. Und obwohl ich keinen Grund hatte zu hoffen, dass das stimmte, hatte ich doch das Gefühl, dass es ihm mit mir vielleicht genauso ging. Wie sehr er sich verändert hatte, seit ich ihn zuletzt gesehen hatte. Die grundlegenden Fakten an ihm waren zwar gleichgeblieben – der lange, schlaksige Oberkörper, die Kantigkeit seines Kiefers, sein kalligraphisch gewelltes, blondes Haar –, aber alles hatte sich verlangsamt. Er war schöner und älter geworden und absolut perfekt.

Hinterher kam er in der Cafeteria zu mir, wo ich an einem Sandwich mümmelte. »Wir haben Kontakt gehalten«, sagte er. »Nachdem ich die Schule abgebrochen hatte. Sie hat mich angerufen, um sicherzugehen, dass ich auch genügend Shakespeare lese. Alles andere sei optional, hat sie immer gesagt.«

An Mrs. Butterfield hatte ich gerade nicht gedacht. »Wie hast du das gemacht?«

»Was meinst du? Die Feier?«

»Wie du es geschafft hast, dass diese ganzen Menschen einen sehr besonderen Moment haben.«

»Das ist so ein bisschen mein Ding«, sagte er. »Rituale kreieren.«

»Aber machst du das mit allen Trauernden?«, fragte ich.

»Was?«

»Ihnen in die Augen blicken und totales Chaos anrichten? Verletzungen der inneren Organe und so?«

Er lächelte. »Wenn ich richtig informiert bin, wohnst du jetzt in Cambridge.«

»Woher weißt du das?«

»Mrs. Butterfield hat mir eine Liste gegeben, auf der alle standen, die ich einladen sollte. Es stellte sich heraus, dass wir Nachbarn sind.«

»Nein.«

»Nur ein paar Straßen voneinander entfernt.«

»Die ganze Zeit schon?«

»Die ganze Zeit. Sollen wir zusammen mit dem Bus zurückfahren?«

»Meine Schwester nimmt mich mit dem Auto mit. Sie hat einen Termin bei Planned Parenthood in Boston.«